

# Der Erste Weltkrieg in der jüdischen Erinnerung

Das Jüdische Museum München präsentiert die Ausstellung: «Krieg! 1914/1918. Juden zwischen den Fronten» und hat einen prächtigen Bilderkatalog veröffentlicht.  
Das Jüdische Museum Berlin gibt in einer Kabinettsausstellung Einblick in die Geschichte der deutschen Juden im Ersten Weltkrieg.

Von L. Joseph HEID

Einhundert Jahre Erster Weltkrieg und die Verlagsproduktionen zu diesem Thema überschlagen sich. Dabei ist es eine erfreuliche Begleiterscheinung, dass auch die Partizipation der deutsch-jüdischen



Orden, und Embleme von Julius Fliess (1876-1955)  
© Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Dorothee Fliess

Soldaten in den Blickpunkt der Historiographie rückt, ein bislang eher stiefmütterlich behandelter Aspekt – der Krieg aus jüdischer Perspektive. Das Thema schlägt sich auch in den zahlreichen Ausstellungen nieder.

Seit dem 3. Juli und noch bis zum 16. November 2014 läuft im Jüdischen Museum Berlin die Ausstellung «Der Erste Weltkrieg in der jüdischen Erinnerung». Diese sorgfältig kuratierte Kabinettsausstellung besteht aus Objekten der museumseigenen Sammlungen. Obgleich sie eher überschaubar mit Exponaten bestückt ist, gewährt die Ausstellung dennoch einen Einblick in eine der weltweit größten Sammlungen zur Geschichte der deutschen Juden im Ersten Weltkrieg. Präsentiert werden mehr als 170 Objekte, die eine persönliche Sicht auf das Leben der deutsch-jüdischen Soldaten und ihrer Familien während des Großen Krieges zeigen.

## «Ehrenkreuze» ohne Wert

Von den etwa 100.000 deutsch-jüdischen Soldaten, die sich zum allergrößten Teil freiwillig zu den Waffen gemeldet hatten, erhielten trotz vielfacher antijüdischer Zurücksetzungen 1.500 das Eisene Kreuz Erster Klasse. Der Fliegerleutnant Wilhelm Frankl war einer von ihnen. Er war mit 16 Abschüssen einer der erfolgreichsten Jagdflieger und wurde mit dem «Pour le Mérite» ausgezeichnet – nachdem er sich hatte taufen lassen.

Die aus dem Krieg 1918 heimkehrten deutsch-jüdischen Soldaten konnten sich nach 1933 keineswegs des Dankes des Vaterlandes gewiss sein: Sie wurden zwar mit Scheinprivilegien ausgestattet und erhielten sogar noch bis 1935 «im Namen des Führers und Reichskanzlers» Ehrenkreu-

ze für Frontkämpfer. Reichspräsident Hindenburg hatte anlässlich des 20. Jahrestages des Kriegsbeginns veranlasst, «Ehrenkreuze» an verdiente Frontkämpfer zu verleihen. Eine ganze Kollektion dieser Auszeichnungen, die in der Ausstellung wie Perlen an der Schnur aufgereiht zu sehen sind, lösen bei dem Betrachter eine emotionale Reaktion aus. Nicht weniger eindrucksvoll ist eine Fotografie aus dem Jahre 1916, die einen sichtlich stolzen Max Karfunkel mit seinen acht Söhnen, alleamt in Uniform, zeigt. In der vorderen Reihe sitzt der Familienpatriarch mit einem prächtigen Backenbart, und

alle blicken ernst in die Linse.

## Begegnungen mit Ostjuden

An der Ostfront trafen jüdische Künstler und Schriftsteller wie Hermann Struck, Jacob Steinhardt, Ernst Oppler, Sammy Gronemann oder Arnold Zweig auf Religion und Tradition einer ihnen beinahe unbekanntem ostjüdischen Bevölkerung. In ihren Zeichnungen und Texten hielten sie ihre prägnanten Eindrücke und Begegnungen fest. Der Schriftsteller Arnold Zweig beispielsweise, 1917 an die Ostfront versetzt und dem Pressedienst des Hauptquartiers Ober-Ost zugeteilt, war dort für die Zensur zuständig. Sowohl das Verhalten der verantwortlichen Militärs, die die ihnen unterstellten Gebiete schamlos ausplünderten als auch das politische Ränkespiel um die Annexionen dieser Gebiete und ähnliches erfüllte den Armierer Zweig mit Abscheu. Die Beobachtungen ließen in ihm die Idee aufkommen, über seine Erlebnisse in Ober-Ost zu schreiben. So entstand der Plan des Romanzyklus *Der große Krieg der weißen Männer*, dessen erster Band die tragische Geschichte des Sergeanten Grischa (1927) ist. Unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Kriegserlebnisse schrieb Zweig den großartigen Essay *Das ostjüdische Antlitz*, in dem die betroffenen Ostjuden selbst zu Wort kommen. Die nicht weniger eindrucksvollen Illustrationen stammen aus der Feder des Zeichners und religiösen Zionisten Hermann Struck.

Max Liebermanns ausgestellte Zeichnung «Den 10.000 gefallenen Frontsoldaten» aus den frühen 1920er Jahren steht sinnbildlich für alle Mütter der nicht aus dem Krieg zurückgekehrten jüdischen Frontsoldaten. Liebermanns

Werk zeigt zwei Frauen, die eine steht klagend, während die andere ein Grab pflegt. Sie diente als Vorlage für eine Lithographie, die der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1924 in größerem Format auflegte. Für die 1935 erschienenen «Kriegsbriefe gefallener Deutscher Juden» entwarf Liebermann ein eindrucksvolles Frontispiz.

Die meisten der ausgestellten Exponate wie Militärdokumente, Briefe, Fotos, Feldgebetbücher, Orden und private Skizzenbücher zeigen den Kriegsalltag. Sie sind Teile von Familien-Nachlässen und stammen aus privaten Schenkungen. All diese Objekte bezeugen, wie bei den emigrierten und überlebenden Juden die Erinnerung an die Weltkriegsteilnahme in den deutsch-jüdischen Familien bis heute kollektiv bewahrt wird und immer auch verknüpft bleibt mit der nachfolgenden Katastrophe, die zwanzig Jahre später über das deutsch-europäische Judentum hereinbrach.

## Bilderreicher Katalog im Jüdischen Museum München

Die Ausstellung «Krieg! 1914/1918. Juden zwischen den Fronten», die im Jüdischen Museum München seit dem 9. Juli und noch bis 22. Februar 2015 zu sehen ist, besticht durch die personalisierte Form ihrer Präsentation. Hier haben deutsch-jüdische Soldaten Namen und Gesichter, die am Beispiel von sieben deutsch-jüdischen Lebenswegen Kontur bekommen. Der Ausstellungskatalog,



Max Liebermann «Den 10.000 gefallenen jüdischen Frontsoldaten», Kohle, Bleistift, Papier, ca. 1923 © Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Dr. Walter und Hadassah Schwarz

üppig illustriert und durch neun kenntnisreiche Essays bereichert, ist auch in seiner äußeren Form sehr ansprechend gestaltet und eine prächtige Bilddokumentation. Der Katalog zeichnet nach,

wie deutsch-jüdische Soldaten den Krieg in den Schützengräben erlebten und wie diese Erfahrungen fortan ihre jüdische Identität mitbestimmten.

Das Umschlagfoto zeigt eine Gruppe deutsch-jüdischer Soldaten in Kampfstärke, die sich im Schnee vor ihrer Militärunterkunft irgendwo an der Ostfront versammelt hat. Auf einem großen Schnellball haben die Soldaten eine Menorah gestellt und das hat seinen Grund. In hebräischer Sprache ist im Schnee vermerkt: «Channukka 1916».

Die Geschichte jüdischer Soldaten in den deutschen Armeen dokumentiert letztendlich auch vor allem in der Zeit nach der Reichsgründung im Januar 1871 die Spannung zwischen dem unter deutschen Juden nach wie vor ungebrochenen Integrationswillen auf der einen Seite und dem sich immer stärker bemerkbar machenden «modernen» Antisemitismus in der vom preußischen Militarismus geprägten Gesellschaft auf der anderen Seite.

## Patriotismus deutsch-jüdischer Soldaten

Im August 1914 hoffte die große Mehrheit der deutschen Juden, durch Betonung ihrer patriotischen Überzeugung, die letzten Hindernisse auf dem Weg der Eingliederung in die Gesellschaft zu überwinden. Sämtliche jüdische Organisationen in Deutschland, quer durch alle Schichtungen und Schattierungen riefen die Juden am Tag der Mobilmachung auf,

freiwillig zu den Waffen zu eilen. «Dass jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich». Oder es hieß mit religiöser Konnotation: «Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten jüdischen Pflichtgebots mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen Euch dem Dienst des Vaterlandes hinzugeben».

Der Patriotismus der deutschen Juden ist nachgerade sprichwörtlich geworden und zieht sich auch wie ein roter Faden durch Ausstellung und Katalog. Von der Möglichkeit, vollständig und gleichberechtigt in die deutsche Umgebungsgesellschaft aufgenommen zu werden, gab sich die Mehrheit der deutschen Juden dem Traum der Assimilation hin.

Die Verkündung des Burgfriedens durch den Kaiser war ein Versöhnungs-

angebot, das zwar nicht den Juden expressis verbis zugedacht war, gleichwohl begeisternden Jubel bei ihnen weckte. Im Anschluss an seine Thronrede am 4. August 1914 sagte Wilhelm II.: «Zum Zeugen dessen, dass sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben». Als Vertreter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin gelobte in dieser Zeremonie Max Rothmann dem Kaiser die Treue seiner Berliner Glaubensbrüder. Es war der Ironie dieser Stunde geschuldet, dass einer seiner Söhne früher vergeblich versucht hatte, in das preußische Kadettenkorps aufgenommen zu werden. Rothmanns ältester Sohn Otto fiel im Oktober 1914 als erster seines Regiments.

**Die «Juden­zählung»**

Die Hoffnungen der deutschen Juden, durch patriotisches Verhalten ihre gesellschaftliche Stellung festigen zu können, sollten sich bekanntermaßen nicht erfüllen. Auf antisemitischen Druck kam es im Oktober 1916 zu der sogenannten «Juden­zählung», mit deren Hilfe das preußische Kriegsministerium den Anteil der Juden an der Front nachprüfen ließ. Die Begründung des Erlasses war außerordentlich beleidigend, weil die Beschuldigung exklusiv auf die Juden abzielte. Dort hieß es, eine «unverhältnismäßig große Anzahl» von Juden sei vom Kriegsdienst befreit oder Juden «drückten» sich «unter allen möglichen Vorwänden». Diese und viele andere Formulierungen, die sich gemeinhin in der Agitationsliteratur der Völkischen fanden und zu einem antisemitischen Wahlplakat gepasst hätten, waren Bestandteil eines offiziellen staatlichen Erlasses, unterzeichnet von einem preußischen Minister. Damit war die Burgfriedenspolitik endgültig aufgekündigt. Die jü-

dische Öffentlichkeit war erschrocken und man verstand den Erlass als beunruhigendes Vorzeichen. Keine andere kriegführende Nation hielt es inmitten blutiger Gefechte für nötig, auf Grund unbewiesener Gerüchte eine Zählung der Soldaten einer loyalen Minderheit durchzuführen. Nicht ohne innere Be-

Der Haß wird sich verdoppeln und verdreifachen».

Der deutsch-jüdische Beitrag im Ersten Weltkrieg war der Versuch, der Ehre des Vaterlandes und des deutschen Judentums gerecht zu werden. Die deutsch-jüdischen Soldaten waren überzeugt, mit ihrer Pflichterfüllung



Chanukka-Gottesdienst an der Ostfront, 1916 © Jüdisches Museum Frankfurt, Sammlung S. Ajnwojner.

wegung kann man das Faksimile des Formulars «Juden­zählung» betrachten.

Im Reichstag kam es am 3. November 1916 zu einer erregten Debatte darüber, in der der liberale jüdische Abgeordnete Ludwig Haas, selbst Frontoffizier und Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse, in aller Deutlichkeit auf die diffamierenden Folgen der «Juden­zählung» hinwies. Walther Rathenau, der sein Leben lang darunter gelitten hat, nicht als Offizier zugelassen worden zu sein und der im Krieg Leiter der Kriegsröhstoffabteilung war, kommentierte den manifesten Antisemitismus jener Tage in tiefer Resignation: «Je mehr Juden in diesem Krieg fallen, desto nachhaltiger werden ihre Gegner beweisen, daß alle hinter der Front gesessen haben, um Kriegswucher zu betreiben.

gegenüber Kaiser und Vaterland die letzten Hindernisse auf ihrem Emanzipationsweg wegräumen zu können.

**Bilder erzählen**

Allein die Auszüge aus sechs Fotoalben aus der Sammlung S. Ajnwojner des Jüdischen Museums Frankfurt, bislang selten gezeigt, lohnen den Erwerb des Katalogs. Diese Bilder dokumentieren eine Annäherung an die Lebenswirklichkeit osteuropäischer Juden im Ersten Weltkrieg. Sie zeigen noch ein intaktes Schtetl-Leben, einen jüdischen Kosmos, der ein Vierteljahrhundert später unwiderruflich durch deutsche Hände vernichtet werden sollte. Auf professionellen und zufälligen Schnappschüssen wird das Aufeinandertreffen deutscher Truppen mit den autochthonen osteuropäischen Juden dokumentiert. Deutsche Uniformierte

treten auf den Fotos den polnisch-russischen Juden teils wie Herrenmenschen entgegen. Über die genaue Provenienz der Alben ist wenig bekannt, auch wenn wir wissen, dass der Verband der deutschen Juden Auftraggeber war. Die Bildunterschriften sprechen allerdings für sich, sie lauten etwa: «Polen und Juden als Strassenarbeiter in Lodz»; «Arme, russische Juden finden als Chaussee-Arbeiter (Steinklopfer) in dem von den Deutschen besetzten russischen Gebiet Beschäftigung». Das klingt fürsorglich. Von Zwangsarbeit ist hier nicht die Rede! Die Fotografien zeigen, wie es im Katalog heißt, eine «weichgezeichnete Version der tatsächlichen Lebensbedingungen» während des Krieges.

**Stimme gefallener deutscher Juden**

Im Jahre 1961 erschien eine Neuauflage der «Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden», die auf der ersten Ausgabe dieses Buches von 1935 beruhte. Der «Reichsbund jüdischer Frontsoldaten» hatte diese Briefsammlung seinerzeit edieren lassen und ein Exemplar Reichspräsident Hindenburg übereignet. Die Briefe dieser Männer sind erschütternde Zeugnisse, die die beklemmende Tatsache vor Augen führen, dass der Einsatz für das Vaterland von den Machthabern im Nationalsozialismus mit Verleumdung, Verfolgung und Vernichtung «belohnt» wurde. Die Kriegsbriefe repräsentieren eine Generation jüdischer Deutscher – in ihrer Gesinnung und Vaterlandsliebe ganz Kinder ihrer Zeit –, manchmal sehr pathetisch, eingenommen vom Stolz und kriegerischen Temperament des Nationalstaates, befeuert von einem Patriotismus, dessen Zielsetzung in der Gegenwart seltsam fremd berührt und der nur aus dem Geist der Zeit heraus zu verstehen ist.

*Ausstellungskatalog: Ulrike Heikaus / Julia B. Köhne (Hg.): Krieg! 1914 – 1918. Juden zwischen den Fronten, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2014, 328 S., 24,90 € ISBN 978-3-95565-063-6*

**Jüdische Vielfalt zwischen Ruhr und Weser**

*Buchbesprechung von Michael ROSENKRANZ*

Bevor es 1941 zu einem «Judenhaus» gemacht worden war, zu einem Haus in dem Juden aus der Umgebung bis zu ihrem Abtransport zusammengepfercht wurden, war es eines der wenigen Häuser gewesen, das ein Jude hatte erwerben dürfen, um darin zu leben. Nun steht es im Freilichtmuseum Detmold: Ein kleines Fachwerkhaus mit einem schmucken Erker. Einst standen im Wohnzimmer Polstermöbel mit rotem Plüsch und ein Grammophon, – das erste in jenem Dorf in Westfalen, aus dem das Haus stammt. Am Türpfosten ist noch die Halterung der Mesusah-Kapsel erkennbar. Der Rest fehlt.

Seit den antijüdischen Pestpogromen 1350 und durch behördliche Verfügungen bedingt, vermochten in Westfalen Jahrhunderte lang nur wenige Juden zu leben, unter 1 % der Gesamtbevölkerung. Ab 1942 gab es dann keine mehr. Doch sie hinterließen auch hier ein überproportionales Erbe in der deutschen Kultur, fortan seiner Sachwalter beraubt – Traditionen hatten ein Ende gefunden.

Nach dem II. Weltkrieg bildete sich in

Deutschland eine kleine neue jüdische Gemeinschaft Überlebender, nicht die Erbin der bisherigen. Diese wiederum nahm den Andrang jüdischer Flüchtlinge aus der zerfallenden Sowjetunion nach 1989 auf, die die bestehenden jüdischen Gemeinden anschwellen ließen; aber auch sie sind nicht die Erben der bisherigen.

Heute existieren in Westfalen elf jüdische Gemeinden, Neugründungen nach 1945 bzw. 1989, die die Zukunft gewinnen wollen.

Es ist das Verdienst weniger engagierter Menschen, das kulturelle Erbe der Juden in Deutschland aus der Zeit vor dem Holocaust der Vergessenheit zu entreißen, zu bewahren und den heute hier nun lebenden Juden und Nichtjuden eine Brücke dorthin zu bauen.

Dr. Manfred Keller, evangelischer Pastor, dem es um die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden ernst ist, vermochte ein ganzes Team Gleichgesinnter zusammen zu führen und mit ihnen seit 2008 die Biennale «Musik & Kultur der Synagoge» mit zahlreichen Veranstaltungen in Westfalen auszurichten. Sah das ursprüngliche

Konzept der Biennale lediglich Konzerte und musikalische Workshops vor, so konnte das Angebot in den Jahren 2010 und 2012/13 um Vorträge und Lesungen, wissenschaftliche Tagungen und Ausstellungen erweitert werden. Die Erträge der 3. Biennale gab Keller zusammen mit dem Historiker Dr. Jens Murken unter dem Titel «Jüdische Vielfalt zwischen Ruhr und Weser» als Buch heraus. Der soeben in 2. Auflage erschienene Sammelband ist ein gut lesbares, kurzweiliges Lesebuch zu Geschichte und Kultur der Juden in Westfalen, mit Artikeln renommierter Verfasser und einem ausführlichen Anhang mit Anmerkungen und Quellenangaben. Man erfährt über die wechselvollen Lebensbedingungen von Juden in Mittelalter und Neuzeit, über Synagogenbauten, liturgische Aspekte, Gesang und Instrumentalmusik im jüdischen Gottesdienst, Literatur, Malerei und Bildhauerei jüdischer Künstler in vergangenen Zeiten und bis heute.

Diese Arbeit wird es jüdischen Menschen erleichtern, die aus der Ferne hierher gekommen sind, durch das Kennenlernen dieses kulturellen Erbes hier Wurzeln zu bilden.



*Manfred Keller / Jens Murken (Hg.), Jüdische Vielfalt zwischen Ruhr und Weser. Erträge der dritten Biennale Musik & Kultur der Synagoge. 2. Auflage. LIT Verlag Berlin 2014, 392 Seiten, gebunden, 34,90 € ISBN 978-3-643-12334-3*